BORUSSIA.

Museum für preußische Vaterlandskunde.

Band I. Lief. 17.

Georg Freiherr von Derfflinger,

kurfürstlich brandenburgischer Feldmarschall.

(Beschluß.)

Das anfangs feindselige Verhältniß zu Schweden gestaltete sich bald in ein Bündniß mit dieser Macht gegen Polen um, und beide Monarchen lieferten im Juli 1656 dem Könige Johann Kasimir unter den Mauern von Warschau jene berühmte Schlacht, welche die Uebergabe der Hauptstadt zur Folge hatte. Die Reiterei bildete damals den Kern der Heere, und die brandenburgische, von Derfflinger befehligt, hatte den entschiedensten Antheil am Siege; immer das versuchend, was Anderen unmöglich schien, überfiel er das von Sümpfen umgebene feste Kloster Premont, und hieb darin die 300 Mann starke Besatzung nieder. Derfflinger wurde hierauf gegen den General Czarnecki entsendet, der mit seinen Schaaren die Neumark und Pommern verheerte, und trieb ihn nach kurzer Gegenwehr aus dem Lande. Der Kurfürst belohnte so wichtige Dienste durch die Beförderung zum Generallieutenant, ernannte ihn wegen seiner Geschäftskenntniß in der Militärverwaltung im folgenden Jahre zum wirklichen geheimen Kriegsrathe, und 1658 zum Feldzeugmeister.

Der Krieg dauerte bis 1660 ohne Unterbrechung fort, doch unter manchem Wechsel der politischen Verhältnisse, die hier übergangen werden. Derfflingers Name glänzte in den meisten Schlachtberichten, wird aber stets in Verbindung mit seinem Monarchen genannt, der ihn nicht von seiner Seite gelassen zu haben scheint. Die schnell auf einander folgenden Beförderungen dürften aber zur Genüge beweisen, daß Friedrich Wilhelm mit den geleisteten Diensten vollkommen zufrieden gewesen sein müsse.

Nach dem Frieden zu Oliva erfreute sich Brandenburg fast zwölf Jahre lang einer ungestörten Ruhe. Der Kurfürst dankte aber seine Truppen nicht ab, sondern suchte vielmehr seine Kriegsmacht zu befestigen und zu erweitern. Derfflinger besaß sein ganzes Vertrauen, wurde in allen wichtigen Angelegenheiten noch besonders zu Rathe gezogen, und hatte großen Antheil an der Verbesserung seines Kriegswesens. — Während dieser Zeit trug sich in seinem häuslichen Leben manche Veränderung zu; seine Gattinn starb kurz nach dem Friedensschlusse, und hinterließ ihm nur eine Tochter. Derfflinger vermählte sich darauf 1662 zum zweiten Male, und zwar mit dem Fräulein von Beeren, aus einem alten, aber wenig begüterten, märkischen Geschlecht. Diese Ehe war ebenfalls glücklich, und wurde mit vielen Kindern gesegnet. Demnächst widmete der General seinen zahlreichen und ausgedehnten Besitzungen große Sorgfalt, und zeigte dabei viel Geschmack. Die Gärten in Gusow, seinem Lieblingsaufenthalte, waren berühmt, und wurden oft von Fremden besucht, die immer gastfreundliche Aufnahme fanden.

Nach dem Tode des Feldmarschalls Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau erhielt Derfflinger (1670), in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um das Heer, diese höchste militärische Würde, und trat nunmehr an die Spitze des gesammten Kriegswesens. Wie hoch er übrigens in der Gunst seines Monarchen gestanden haben mag, geht daraus hervor, daß er Inhaber von drei Regimentern verschiedener Waffengattungen war.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1672 mit 20,000 Mann an den Niederrhein zog, um Ludwigs XIV. Eroberungsplane in Holland zu durchkreuzen, befand sich der neue Feldmarschall ebenfalls an seiner Seite. Dieser Feldzug blieb jedoch ohne bedeutendes Ereigniß, da die Feldherren des verbündeten Kaiserhauses den Kurfürsten an jeder entscheidenden Unternehmung hinderten, wodurch er sich veranlaßt fand, mit Frankreich einen Separatfrieden zu schließen. Dem Feldmarschall Derfflinger brachte jedoch dieses kriegerische Zwischenspiel eine neue Auszeichnung, indem sein gütiger Monarch sich beim Kaiser für ihn die Reichsfreiherrnwürde erbat, „in Erwägung, daß derselbe von Jugend auf Profession von einem Soldaten gemacht, und von der geringsten bis zur höchsten Staffel der Ehren durch eigne Meriten und rühmliches Verhalten gestiegen." Das Diplom wurde den 10. März 1674 ausgefertigt. Einige Wochen später vertraute ihm der Kurfürst eine wichtige Sendung zum Prinzen Wilhelm von Oranien nach dem Haag an, welche sich auf Subsidien zu neuen Kriegsrüstungen gegen Frankreich bezog. Der Prinz wollte hierüber nicht persönlich entscheiden, und machte allerhand Ausflüchte. Derfflinger ließ sich aber nicht täuschen, brach die Verhandlungen kurz ab, und verließ den Haag. Dieses Verfahren hatte den gewünschten Erfolg, und schon im August zog der Kurfürst an der Spitze von 20,000 Mann, worunter sich auch Derfflingers drei Regimenter befanden, über Magdeburg nach dem Maine, wo er sich mit den Kaiserlichen und Reichstruppen vereinigte.

Dem Kurfürsten war in Folge des Vertrags der Oberbefehl übertragen, doch hing die Kraft seiner Beschlüsse von der Zustimmung der kaiserlichen Generale ab, welche die Mehrzahl bildeten und zum Theil unreine Absichten hatten; dieser Vorwurf trifft insbesondere den kaiserlichen Obergeneral Bournonville. Die ganze Streitmacht, ungefähr 50,000 Mann stark, überschritt bei Strasburg den Rhein, und marschirte gegen den Marschall Türenne, welcher bei Dettweiler hinter der Zorn eine feste Stellung genommen hatte, aber höchstens 18,000 Mann stark war. Der Kurfürst wollte ihn hier angreifen, konnte aber die kaiserlichen Generale nicht zur Mitwirkung bewegen, weil ihnen die örtlichen Hindernisse vor

der feindlichen Front unüberwindlich schienen. Um sie vom Gegentheil zu überzeugen, sprengte der Feldmarschall Derfflinger, von wenigen Reitern begleitet, auf eine vorliegende Höhe, besichtigte die feindliche Stellung ganz in der Nähe, erspähte die vortheilhaftesten Angriffspunkte, und berichtete dann, was er mit eignen Augen untersucht hatte. Die zum Kriegsrathe versammelten kaiserlichen Generale wollten aber durchaus nichts von einem Angriffe hören, wodurch Derfflinger so aufgebracht wurde, daß er, nicht ohne bittere Anspielungen auf die Motive dieser Weigerung, mit zornglühendem Gesicht die Versammlung verließ. Als am folgenden Tage von den Vorposten der Abzug der Franzosen gemeldet wurde, ritt Derfflinger schnell mit 400 Reitern vor, um die Lage der Dinge in Augenschein zu nehmen, und da sich die Möglichkeit eines glücklichen Angriffs erwies, eilte der Kurfürst mit den nächsten Regimentern ihm nach; Türenne hatte jedoch einen ansehnlichen Vorsprung, und entkam ohne großen Verlust. Bournonvilles seltsames Betragen, das sich später als Verrätherei erwiesen hat, vereitelte alle Unternehmungen im Elsaß, weßhalb darüber wenig zu sagen ist.

Bald nach Beziehung der Winterquartiere nöthigte ein feindlicher Einfall der Schweden den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, im raschen Fluge nach seinen Staaten zurückzukehren. Er kam den 11. Juni (1675) in Magdeburg an, und hielt sogleich einen Kriegsrath. Den hier eingezogenen Nachrichten zu Folge, hatten sich die wenigen brandenburgischen Truppen in die festesten Städte zurückgezogen, und die im Havellande sorglos sich zerstreuenden Schweden glaubten sich völlig sicher. Der Kurfürst war entschlossen, seine Gegner in ihren Quartieren zu überfallen, und wurde in dieser kühnen Idee hauptsächlich von Derfflinger bestärkt, der auch die andern Generale dafür zu gewinnen wußte. War schon diese Uebereinstimmung der Ansichten in einem so wichtigen Momente von Einfluß auf das Vollbringen der That, so gebührt dem Feldmarschall nicht minder der Ruhm, die Thatkraft aller Krieger jedes Ranges aufs Höchste gesteigert zu haben, indem er darin Allen zum Muster diente, und ungeachtet seiner hohen Würde keinen Anstand nahm, sich selbst an die Spitze der kleinsten Abtheilungen zu stellen, wenn von ihrer geschickten Führung oder von ihrer Kühnheit die Erreichung eines wichtigen Zwecks abhängig war. So führte z. B. Derfflinger bei dem Ueberfalle von Rathenow den Vortrupp seines Dragoner-Regiments in eigner Person, überfiel damit eine der äußern Thorwachen, deren Feldgeschrei er einem kurz vorher gefangen genommenen schwedischen Offizier abgedrungen hatte, und bemächtigte sich hierauf der beiden Brücken über die Havel. In der einige Tage später erfolgenden Schlacht bei Fehrbellin setzte er sich an die Spitze seines Dragoner-Regiments, und vertrieb damit einige feindliche Abtheilungen von einer den Kampfplatz beherrschenden Anhöhe, auf welcher nachher eine Batterie aufgestellt wurde, deren Feuer den Schweden großen Schaden zufügte. Als diese später mit großer Macht gegen jene Höhe rückten, war es wiederum Derfflinger, der an der Seite des Kurfürsten mit vier Reiter-Regimentern sich ihnen entgegen warf, und es wird von den Geschichtschreibern fast einstimmig versichert, daß in dem sich hier entspinnenden hartnäckigen Gefechte die heldenmüthige Ausdauer des Feldmarschalls den Sieg entschieden habe. Endlich entriß er auch dem Kurfürsten, welcher die geschlagenen Schweden am andern Morgen ungehindert ziehen lassen wollte, den Befehl zu fortgesetzter Verfolgung, die er, beinahe ein 70jähriger Greis, selbst übernahm, und erst nach gänzlicher Erschöpfung der Pferde einstellte. Das damals beliebte Sprüchwort: „Man müsse dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen," war nicht in Derfflingers Geschmack, und als im Kriegsrathe einer der Generale darauf anspielte, gab er rasch zur Antwort: „Ei wat! mit de Eier in de Pane, eh Küken darut komen!" (Man muß die Eier in die Pfanne thun, bevor die Küchlein auskriechen; oder mit andern Worten: man muß den Feind mit Stumpf und Stiel vernichten.)

Auch in den folgenden beiden Feldzügen gegen die Schweden erblickt man den Feldmarschall Derfflinger stets als Obergeneral des Kurfürsten, weßhalb hier nur diejenigen Thaten angeführt werden, welche Ersteren allein betreffen. Aus eigener Macht versammelte er im Januar 1676, als die Kunde von dem Vordringen der Schweden zu ihm gelangte, die in den Winterquartieren stehenden Reiter-Regimenter, marschirte damit gegen den Feldmarschall Mardefeld, welcher die Belagerung von Wolgast deckte, überfiel ihn in seinem Lager, und nöthigte ihn zum schleunigen Rückzuge nach Stralsund, wodurch nicht nur Wolgast gerettet, sondern auch der schwedische Feldzugsplan gänzlich vereitelt wurde. — Die wichtigste Begebenheit im Feldzuge 1677 war die Belagerung von Stettin durch die Brandenburger. Derfflinger führte den Oberbefehl. Um ihn zu ärgern, hingen die Belagerten am Marienthurme ein ungeheures Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellte. Die Antwort darauf gaben 200 Geschütze, welche die Stadt bald in einen Schutthaufen verwandelten. Am 27. Decbr. hielt der Kurfürst seinen Einzug; neben ihm ritt Derfflinger, der hierauf zum Gouverneur aller pommerschen Festungen ernannt wurde.

Die großen Anstrengungen in den letzten Feldzügen, namentlich die vielen schlaflosen Nächte, während der sechsmonatlichen Belagerung von Stettin, hatten die Kräfte des alten Feldmarschalls sehr geschwächt; auch verursachten ihm die häufigen Verwundungen vielfache Leiden. Im Drange nach Erreichung kriegerischer Zwecke würde zwar seine körperliche Thätigkeit und Ausdauer manchem Jünglinge Ehre gemacht haben, aber sobald die geistige Spannung nachließ, zeigten sich die Spuren herannahender Altersschwäche, und als die Truppen im nächsten Frühlinge abermals ins Feld rücken sollten, um die Eroberung Pommerns zu vollenden, bat Derfflinger den Kurfürsten, ihn mit ferneren Kriegsdiensten zu verschonen. Dieser mochte aber seinen treuen Rathgeber und muthigen Kampfgenossen nicht von der Seite lassen, und suchte ihn am Ende zu bereden, von der wohlbegründeten Bitte abzustehen. Die zwischen Beiden gewechselten Schreiben sind sehr charakteristisch, aber zu lang, um hier Platz zu finden.

Die Schweden waren noch im Besitz der festen Stadt Greifswald, der wichtigen Festung Stralsund und der Insel Rügen. Sobald die dänische Flotte erschien, deren Mitwirkung unentbehrlich war, ging

der Kurfürst mit allen Truppen bei Peenemünde nach Rügen unter Segel. Feldmarschall Derfflinger befehligte unter ihm das Ganze. Die Landung erfolgte am 13. Septbr. (1678) bei Puttbus. Sobald die ersten 200 Reiter ans Land gesetzt waren, stellte sich Derfflinger an ihre Spitze, um durch Zurückwerfung von 8 herbeieilenden feindlichen Schwadronen, das Ausschiffen der übrigen Truppen zu sichern. Dieser Angriff gelang so vollständig, daß die feindlichen Reiter in einer alten Schanze Schutz suchen mußten, die das schwedische Fußvolk besetzt hielt. Am andern Morgen ließ Derfflinger von der einen Seite 500 Mann Fußvolk gegen dieselbe anrücken, während er selbst mit den 200 abgesessenen Reitern sich von der andern Seite näherte, so daß er, nach hartnäckigem Kampfe, die Schanze nebst allen darin befindlichen Geschützen in seine Gewalt brachte. Der feindliche Feldmarschall Graf Königsmark wollte nunmehr seine Truppen nach Stralsund führen, und hatte deßhalb eine andere Schanze, deren Feuer den Uebergang deckte, stark besetzt. Aber Derfflinger entriß ihm auch diesen Punkt, und sicherte dadurch den Besitz von Rügen. Die Eroberung von Stralsund und Greifswald, wobei er ebenfalls kräftig mitwirkte, machte den Beschluß dieses thatenreichen Feldzugs, und gab der Hoffnung auf baldigen Frieden Raum. Aber die Schweden, obgleich aus Pommern vertrieben, rückten schon im Spätherbst mit 16,000 Mann, unter dem Feldmarschall Horn, durch Polen in Preußen ein, und verwüsteten das Land. Was ihnen an brandenburgischen Truppen entgegenstand, war zu schwach, sie aufzuhalten, und der Kurfürst mußte sogar befürchten, daß die mit ihm verbündeten Polen seine Partei verließen.

Hier galt es schnellen Entschluß und kräftige That. Was an Reiterei marschfertig war, mußte augenblicklich gegen die Weichsel aufbrechen, von jedem Regimente Fußvolk wurden 60 Mann mit doppeltem Bedarf an Offizieren ausgelesen, und, nebst 34 Geschützen, auf Schlitten nachgeschafft. Der alte Derfflinger, der sich durch diese neue und sehr drohende Gefahr ganz verjüngt fühlte, erhielt den Oberbefehl über das ganze etwa 9000 Mann starke Corps, brach den 30. Decbr. aus der Umgegend von Berlin auf, und beeilte sich so sehr, daß er am 10. Januar (1679) in Marienwerder eintraf. Der Kurfürst begleitete die Truppen, und trug unstreitig durch seine Gegenwart das Meiste dazu bei, daß der Eifer nicht erkaltete. Dennoch muß aber die Uebereinstimmung zwischen ihm und dem Feldmarschall als eine Hauptursache des Gelingens der ganzen Unternehmung betrachtet werden; denn es sind viel ähnliche kühne Ideen nicht zur Ausführung gekommen, weil sie in den Herzen bedächtiger Befehlshaber keinen Anklang fanden. — Die Schweden hatten nicht geglaubt, daß die wenigen ihnen bisher gegenüber gestandenen Truppen so schnell verstärkt werden könnten, und traten den Rückzug an. Die Verfolgung wurde in rastlosen Märschen bis Riga fortgesetzt, wo Feldmarschall Horn nur noch 1500 Mann unter den Fahnen hatte. Der Kurfürst und Derfflinger waren jedoch mit der Hauptmacht nur bis Tilsit nachgerückt. Leider gingen die Früchte so heldenmüthiger Anstrengungen zum größten Theile verloren; denn in dem zu St. Germain zwischen dem Kurfürsten und Ludwig XIV. geschlossenen Frieden wurde die Rückgabe aller den Schweden abgenommenen Ländereien und Festungen zur ersten Bedingung gemacht.

So war denn endlich die vom alten Feldmarschall sehnlichst erwünschte Waffenruhe wieder eingetreten, und er durfte sich nun einer behaglichern Lebensweise hingeben. Zwar wurde seine Thätigkeit auch im Frieden fortwährend in Anspruch genommen; denn es verblieb ihm die Statthalterschaft von Hinterpommern und Kamin, die allgemeine Aufsicht über sämmtliche Festungen, der Oberbefehl über alle Truppen, der Wirkungskreis als geheimer Kriegsrath. Allein damit waren doch weniger körperliche Anstrengungen verbunden, als mit der kriegerischen Thätigkeit, und so durfte er einem heitern Lebensabende entgegen sehen, den er im Kreise einer zahlreichen Familie, abwechselnd in Berlin und auf seinen schönen Landsitzen, von Jedermann hochgeachtet, zubrachte.

Im Jahre 1687 war Derfflinger längere Zeit unwohl, und da der Kurfürst um diese Zeit den französischen Marschall Grafen von Schomberg in seine Dienste nahm, überhaupt gern einen jugendlich kräftigern Mann an die Spitze seiner Kriegsmacht zu stellen wünschte, machte er dem alten Feldmarschall den Vorschlag, den Befehl über die Truppen an Schomberg abzutreten. Ob er gleich früher selbst schon über die Nothwendigkeit eines baldigen Rücktritts mit dem Kurfürsten gesprochen hatte, wurde er über diesen Antrag doch sehr empfindlich, und drückte in seinem Antwortschreiben die Absicht aus, in gesünderen Tagen den Oberbefehl wieder zu übernehmen.

Nach dem ein Jahr später erfolgten Tode des Kurfürsten, welchen Derfflinger aufrichtig betrauerte, trat dieser bei dessen Nachfolger in gleiche Gunst, behielt alle seine Kriegsämter, und ging sogar mit ihm 1690 noch einmal gegen die Franzosen zu Felde. Doch trug sich auf diesem Zuge nichts von Bedeutung zu. — Von dieser Zeit an lebte Derfflinger im Schoose seiner Familie, jeder Sorge enthoben, meist auf dem Lande in stiller Zurückgezogenheit, bis er am 4. Februar 1695 bei völligem Bewußtsein sanft verschied; er hatte beinahe das Alter von 89 Jahren erreicht. Seinem Willen gemäß wurde das Leichenbegängniß ganz einfach veranstaltet; auch durfte in der Gedächtnißrede seiner Kriegsthaten nicht erwähnt werden. Der Kurfürst Friedrich III. *) ehrte das Andenken dieses alten, treuen Dieners seines Hauses durch eine silberne Denkmünze, auf deren Hauptseite das wohlgetroffene Brustbild des Feldmarschalls geharnischt und mit entblößtem Haupte zu sehen ist; auf der Rückseite sind Mars und Herkules als die Ahnherren des alten Kriegers dargestellt; das freiherrliche Wappen steht über beiden, zwischen einem Lorbeer- und einem Palmbaume, deren Gipfel sich über demselben vereinigen, wodurch wahrscheinlich angedeutet werden soll, daß der greise Held durch seine Siege den Frieden befestigen half.

Derfflinger war ein Mann von seltener Art: fromm, gutmüthig und bieder als Mensch, tapfer und entschlossen als Soldat, kühn und unternehmend als Feldherr, rastlos thätig, wenn es wichtige Zwecke zu erreichen galt. Im Umgange sprach sich seine Gemüthlichkeit mit einer gewissen Derbheit aus, die jedoch nicht verletzte. Aber auch eine gewisse Fein-

*) Als nachheriger König Friedrich I.

heit und Witz waren ihm eigen, wenn es darauf ankam, in den höheren Kreisen der Gesellschaft die seiner Stellung angemessene Würde zu behaupten. Obgleich Derfflinger seiner niedern Herkunft sich nicht schämte, duldete er doch eben so wenig verächtliche Anspielungen darauf, gegen welche selbst die Feldmarschallswürde ihn nicht ganz schützte. Als ein französischer Gesandter einst die Unverschämtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen: ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen sei, trat Derfflinger, ohne erst die Antwort abzuwarten, sogleich auf, schoß einen flammenden Blick auf den Gesandten, und sagte: „Hier ist der Mann, von dem das gesagt wird; hier aber (auf seinen Degen schlagend) ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe." — Das allgemeine Staunen und Stillschweigen der Anwesenden erhöhte die Beschämung des voreiligen Diplomaten. — Der Reiterei, in welcher Derfflinger gleichsam aufgewachsen war, blieb er bis an sein Ende mit treuer Liebe ergeben; sie war sein Stolz und seine Freude; sie erkannte aber auch in ihm einen Anführer, wie es deren nur wenige gegeben hat. — Wissenschaftliche Bildung war ihm nicht eigen, doch hatte er genügende Kenntnisse vom Geschützwesen und von der Befestigungskunst erlangt. Derfflingers schneller Ueberblick, seine richtige Beurtheilung der jedesmaligen Verhältnisse, und was ihn sonst als Feldherrn auszeichnete, war eine Gabe der Natur, die er durch unmittelbare Anschauung, durch tägliche Uebung, ernstes Nachdenken und durch eine in 36 Feldzügen erworbene reichhaltige Kriegserfahrung ausgebildet hatte. Kunstausdrücke aus fremden Sprachen haßte und vermied er, seine Unbekanntschaft damit gab oft zu komischen Verwechselungen Anlaß. Obwohl die Feder kein leicht zu handhabendes Werkzeug für eine am Säbel hart gewordene Faust war, unterzeichnete Derfflinger seinen Namen doch stets sehr zierlich, und zwar nicht Dörfling, wie er gewöhnlich geschrieben wird, sondern auf die hier beibehaltene Weise.

Derfflinger hatte vom Kurfürsten zu verschiedenen Zeiten außerordentliche Belohnungen an Geld (gegen 200,000 Thaler) erhalten, und auch sein Diensteinkommen war bedeutend; daher hinterließ er, außer einer beträchtlichen Summe baaren Geldes, die theils erheiratheten und geerbten, theils erkauften Güter Gusow, Platkow, Wulkow, Klessin und Hermsdorf in der Kurmark, Schildberg in der Neumark, Quitemen nebst den dazu gehörigen Dörfern in Preußen, endlich ein prächtiges Haus in Berlin, jetzt dem Kaufmann Westphal gehörig, dem königlichen Schlosse gegenüber. Von des Feldmarschalls beiden Söhnen blieb der jüngere 1686 im Kampfe gegen die Türken vor Ofen, der ältere machte große Reisen durch den südwestlichen Theil von Europa, diente als Oberstlieutenant eine Zeit lang der Republik Venedig, ward von seinem Vater zurückgerufen, hierauf in gleicher Eigenschaft bei den brandenburgischen Truppen angestellt, nahm aber 1691 den Abschied, um sich ganz der Pflege seines alten Vaters zu widmen. Nach dessen Tode trat er wieder in Dienste, und starb 1724 als Generallieutenant ohne Nachkommen. Mit dem Tode seiner Wittwe (1740) erlosch der berühmte Name Derfflinger. Von den fünf Töchtern des Feldmarschalls waren drei an die Generale Kurt von der Marwitz, Joachim von Dewitz und Johann von Zieten, eine vierte an den Obersten Otto von der Marwitz verheirathet, und der alte Derfflinger, eines Bauers Sohn, prangt jetzt als Ahnherr in den Stammbäumen der Fürsten von Schönburg und Reuß, der Grafen von Stollberg, Haugwitz und Podewils, und vieler andern angesehenen Geschlechter.

Johann Gottfried Schadow.

Es kann, so wünschenswerth dieß auch sein dürfte, bei dem beschränkten Raume vorliegender Blätter, hier nicht zu unserer Absicht gehören, eine tiefer eingehende, kritische Darlegung und Beurtheilung der Leistungen dieses vielfach verdienten Veteranen unter den bildenden Künstlern unserer Zeit zu liefern. Vorläufig möge nur eine gedrängte Uebersicht der Entwickelungsgeschichte und des Lebensganges, so wie eine andeutende Aufzählung seiner vorzüglichsten Arbeiten, von welchen wir in der Borussia in kurzem genauere Beschreibungen nebst Abbildungen mitzutheilen gedenken, dem nachsichtigen Leser genügen. Vielleicht ist auch schon diese flüchtige Skizze im Stande, hin und wieder ein empfängliches Gemüth zur Nacheiferung anzuregen, manchem talentvollen Jünger der Kunst Kraft und Muth einzuflößen, wo Hindernisse sich ihm in den Weg stellen, und die reine Neigung seiner Brust möglichst zur That und fruchtreichen Wirksamkeit zu entflammen. —

Von seiner Hände Arbeit, ein Landmann der Mark Brandenburg, wie seine Vorfahren, lebte, wenn gleich arbeitsam, doch dürftig und in beschränkten Verhältnissen, der Großvater Schadows. Auch den geliebten Sohn hätte er, der Gewohnheit seiner Familie treu, gern zu gleichem Geschäft angeleitet, wäre es nicht rathsamer gewesen, seine körperliche Schwächlichkeit zu berücksichtigen und ihn einem leichter zu erfüllenden Berufe zuzuführen. Er wählte deßhalb für ihn eine Beschäftigung, die derselbe ohne besondere Anstrengung ausüben konnte, und ließ ihn in dem Städtchen Zossen das Schneiderhandwerk erlernen. Nach Vollendung der Lehrjahre schlug dieser in Berlin seinen Wohnsitz auf, und ward daselbst Meister, wandte seine Neigung einem liebenswürdigen Mädchen zu, vereheligte sich mit demselben, und ward am 20. Mai des Jahres 1764 der glückliche Vater

Johann Gottfried Schadows,

eines Mannes, der seinem Vaterlande zur größten Ehre gereicht, und, auf seinen eigenthümlichen Standpunkten, wie gebührend, betrachtet, auf die hohe Achtung und stete Anerkennung einer richtenden Nachwelt Anspruch zu machen berechtigt sein wird.

Man hat oft beobachtet, daß ausgezeichnete Personen die Kinder geistig begabter Mütter waren; auch hier liegt ein Fall dieser Art vor. Die Mutter unsers Schadows, welche ebenfalls aus bäuerlichem Geschlechte abstammte, besaß Talent, Regsamkeit und eine bedeutende Bildungsfähigkeit. Ihr Oheim war Buchdrucker gewesen, und ernährte sich von den Einkünften, welche ihm sein Haus zu Berlin und ein kleines Handelsgeschäft, das er später angelegt hatte, darboten. Nachdem er sie liebreich in seine Wohnung aufgenommen hatte, ließ er sie nun auch unterrichten, und begünstigte, insofern die Verhältnisse dieß erlaubten, ihre lebhafte Neigung für eine wei-

tere Ausbildung. Sie las gern und viel, beschäftigte sich, so gut es ging, wissenschaftlich, trieb unter Anderem Geographie, nahm dabei Landkarten zu Hilfe, und entwarf selbst, nicht ohne einige technische Fertigkeit, mit Kreide Plane und Grundrisse von Häusern, Gärten u. dgl. m. Liebe für Lectüre, die den Kreis ihrer Kenntnisse erweiterte und überhaupt wohlthätig auf sie einwirkte, blieb ihr selbst in vorgerückteren Jahren, und ihre dadurch erlangte Bildung mochte, als sie, das Haus des Oheims mit dankerfülltem Herzen verlassend, sich verheirathet hatte, und nun auch Mutter geworden war, nicht wenig dazu beitragen, für die Erziehung und geistige Leitung ihrer Kinder die gehörige Sorgfalt anzuwenden, insoweit dieß unter den vorwaltenden Umständen möglich war. Denn so sehr Schadows Aeltern durch Fleiß und Sparsamkeit ihre Lage zu verbessern suchten; so gelang es ihnen doch nicht, sich aus ihrer drückenden Dürftigkeit hervorzuarbeiten: sie theilten in einer sehr engen Wohnung das ihnen kärglich zugemessene Brod mit ihren Kindern bei vielfachen Versagungen.

Unter seinen Geschwistern zeichnete Gottfried Schadow durch geistige Anlagen sich vortheilhaft aus. Da der Unterricht im grauen Kloster, einem gut eingerichteten berliner Gymnasium, mit dem verhältnißmäßig geringsten Geldaufwande verbunden war, so bewirkten die Aeltern desselben seine und seines Bruders Aufnahme in eine der untersten Klassen dieser Lehranstalt, zu seiner Freude, aber auch zu seinem Schmerz; denn an dem daselbst ertheilten Zeichnenunterrichte durfte er nicht Theil nehmen, weil dieser besonders bezahlt werden mußte, und seine Aeltern nicht im Stande waren, die Kosten für denselben zu bestreiten. Schon erfüllte eine Ahnung des Heiligthums der Kunst in bewußtloser Liebe und Ehrfurcht die jugendfrische und empfängliche Seele des Knaben und der Wunsch, Künstler zu werden, regte sich bald und verließ ihn nicht wieder. Er nahte sich den Zeichnenschülern mit einem gewissen Respect, wie Personen einer höhern Stellung, schon erfreut, dann und wann ein aufmerksam lauschender Zuschauer ihres ergötzlichen Thuns und Treibens sein zu dürfen, und ergriff jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, das sich lebendig in ihm regende Talent thätig hervortreten zu lassen und zu üben. So fand man ihn z. B. während des Rechnenunterrichts oft mit Zeichnungen beschäftigt, wobei er sich des Beifalls seiner Schulgenossen dergestalt zu erfreuen pflegte, daß diese, während er ihre Schiefertafeln mit kleinen Pferden und andern Figuren ausfüllte, dankbar und mit herzlicher Erwiederung die ihm aufgegebenen trockenen und lästigen Rechnungsaufgaben für ihn lösten.

Eifrig suchte er überall Kunstgegenstände auf, und da sich ihm hierzu nur selten günstige Gelegenheiten darboten; so begnügte er sich meistentheils damit, einen Italiener, der seine allerdings nicht auserlesenen artistischen Schätze öffentlich in der breiten Straße am königlichen Marstalle feil bot, zu besuchen und stundenlang sich dort aufzuhalten, indem er diese Unterhaltung jeder andern vorzog. Seine Augen empfanden jedoch bald die nachtheilige Wirkung dieser Kupferstichschau bei voller, blendender Sonnenbeleuchtung, und er sah sich genöthigt, seinen freudigen Eifer in diesem Punkte zu mäßigen. So stellten sich ihm überall Hemmnisse entgegen, welche zu besiegen oft keine Möglichkeit sich darbot, und er glich wahrlich einem lechzenden Wanderer, dem es versagt wird, aus dem erquickenden Born, der vor seinen Augen sprudelt, sich zu laben und den brennenden Durst zu löschen, als plötzlich und unerwartet endlich ein zugänglicher, neuer, frischer und belebender Quell sich den Blicken des glücklichen Knaben eröffnete.

Um das Jahr 1774 ward (Jean) Pierre (Antoine) Tassaert*), ein für jene Zeit plastischer Ausartungen nicht ganz ungeschickter niederländischer, aber vollständig französirter Bildhauer aus seinem vieljährigen Aufenthaltsorte Paris, wo er für verschiedene Arbeiten, besonders aber durch eine Statue Ludwigs XV. Beifall eingeerntet hatte, durch Friedrich den Großen nach Berlin berufen, woselbst ihm die Oberaufsicht über sämmtliche von Seiten des Hofes angeordnete Bildhauerarbeiten anvertraut und er zum Rector der königlichen Akademie der Künste ernannt, auch mehrere Jahre hindurch mit Arbeiten verschiedener Art beauftragt ward. Sieben oder acht anständig pensionirte Bildhauer der Akademie pflegten nach seinen Anordnungen und Belehrungen beschäftigt zu sein. Einer derselben, Namens Selvino, ein junger Mann voll Leben und Enthusiasmus, wenn auch nicht besonders ausgebildet, war sehr leichtsinniger Natur, und berechnete selten die Größe seiner Ausgaben. Auch bei Schadows Vater, bei welchem er arbeiten ließ, hatte er eine Schuld zu tilgen. Da Selvino fortwährend Anstand nahm, diese zu berichtigen, so entschloß sich sein gutmüthiger Gläubiger endlich, den Knaben zu seiner eigenen Schadloshaltung, und um zugleich die doch unbesiegbare Sehnsucht desselben nach ausübender Kunst zu befriedigen, durch den lebenslustigen Italiener versuchsweise unterrichten zu lassen. Aber wie erstaunte Selvino, als er seinen etwa eilf- bis zwölfjährigen Schüler die vorhandenen Schwierigkeiten ohne alle Anstrengung überwinden sah, und die Copie der Vorlegeblätter auf eine nicht geahnte Weise bei weitem seine Erwartungen übertraf. Er hielt sich für überzeugt, Schadow müsse bereits im Zeichnen Unterricht genossen haben, und wollte den ernsten und einstimmigen Versicherungen des Gegentheils kaum Glauben beimessen. Sogleich legte er ihm weit schwierigere Zeichnungen vor, und freute sich ungemein, als er sah, daß auch diese mit Treue, Geschicklichkeit und sichtbarem Talent nachgebildet wurden. Um die raschen Fortschritte seines Schülers und wohl auch die angebliche Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit seiner Lehrmethode bewundern zu lassen, brachte er einen seiner Kunst-, Lust- und Lebensgenossen, Namens Goderharles, der ebenfalls unter Tassaerts Leitung arbeitete, mit, welcher seinen Augen kaum trauen mochte, als er einen so ausgezeichneten Zögling seines Freundes vor sich sah. Er überströmte Beide mit Lob und Beifall, und wußte, in Tassaerts Haus zurückgekehrt, von diesen wunderbaren Leistungen nicht genug zu erzählen, so daß daselbst die Aufmerksamkeit der Familie in hohem Grade auf Schadow hingelenkt ward. Madame Tassaert, welche, selbst eine nicht ganz unbekannte Ma-

*) Weder Tassard, noch Tassare, noch Tessart oder Tessaert u. s. w., wie man die Schreibung dieses Namens hier und da, und besonders neuerdings irriger Weise hat berichtigen wollen.

lerinn, ihre Kinder für dieses Fach auszubilden bemüht war, ließ den kleinen Künstler sich schon in den nächsten Tagen vorstellen, obwohl sie an der vollen Glaubwürdigkeit der Berichterstattung zweifelte. Nicht ohne Befangenheit näherte er sich der wohlmeinenden, aber ernsten, strengen Frau, welche, von ihrem Sohne und mehrern Töchtern umgeben, einen Papagei zur Seite, bedenklich Tabak schnupfend und vornehm genug herabblickend, den huldigenden Handkuß, wie sie dieß gewohnt war und gern sah, auch von ihm in Empfang nahm. Es begann alsbald die Musterung der vorgelegten Mappe mit Zeichnungen, die sie ganz ungemein überraschte, und zwar so sehr, daß sie nicht nur in offener, redlicher Anerkennung den kleinen Kunstjünger lobte und ermunterte, sondern ihn ihren eigenen Kindern, deren Arbeiten sie in ihrem Eifer bei Besichtigung fast eines jeden neuen Blattes weit unter Schadows Leistungen herabsetzte, als ein nachzuahmendes Muster aufstellte. Ja sie ging endlich so weit, daß sie, eine geborne Pariserinn, welche, ungeachtet ihrer Ansiedelung in Deutschland, gegen alles Deutsche immer noch sehr eingenommen war, bei seinen Aeltern anfragen ließ, ob diese es gestatten wollten, daß Schadow ihren Kindern täglich Gesellschaft leiste und sie beiläufig in der deutschen Sprache unterrichte, die sie selbst zwar nicht kannte, jedoch verachtete, deren Erlernung sie aber für ein nothwendiges Uebel hielt, welchem ihre Kinder, unter den vorwaltenden Umständen, doch ohnehin nicht entgehen könnten; dagegen wollte sie die künstlerischen Bestrebungen des talentvollen Knaben gern leiten.

Die erfreuten Aeltern nahmen diesen willkommnen Vorschlag dankbar an, und so fand sich denn von nun an unser Schadow täglich früh Morgens bei Madame Tassaert ein, um fleißig bis zum Abend sich im Zeichnen zu üben und beiläufig auch seine geringen Kenntnisse, so gut es ging, anderweitig mitzutheilen. Die wohlgesinnte Meisterinn empfahl zum Nachzeichnen freilich meistenstheils Vorlegeblätter von Boucher, ihrem auserwählten Lieblinge, und von andern manierirten Künstlern; auch mochte die Methode ihres Unterrichts eben nicht die allerzweckmäßigste sein; Schadows gesunder Sinn und richtiges Gefühl litt jedoch unter dieser fremden Einwirkung nicht, und die schönen Anlagen, mit welchen ihn die Natur ausgestattet hatte, entwickelten sich, bei freudig angestrengter und ausdauernder Uebung, täglich mehr und mehr.

Seine Liebe zur Kunst ward nun mannichfaltig lebendig angefacht und durch öftern Besuch des tassaertschen Bildhauer-Ateliers, in welchem zu jener Zeit mit Hilfe der pensionirten italienischen und französischen sogenannten Künstler zum Theil für das neue Palais, zum Theil für andere Schlösser, mehrere artistische Arbeiten und sogar große Marmor-Statuen angefertigt wurden, nicht wenig gesteigert.

Hier fiel der zündende Funke seines eigenthümlichen Berufs ihm in die empfängliche Seele, und er schwankte nicht lange, als ihm die Wahl freigestellt ward, Maler oder Bildhauer zu werden. Er zeichnete nunmehr mit glühendem Eifer in der Bildhauerwerkstätte zuerst nach Gyps, und erhielt auch schon Anleitung zum Bossiren.

(Fortsetzung folgt.)

Giebichenstein.

Eine gute halbe Stunde unter Halle, auf dem rechten Ufer der Saale, wo ihre Fluthen sich zwischen Felsenwänden durchdrängen, stehen verlassen und verödet, auf einem hohen, hervorragenden Sandsteinfelsen, noch einige Trümmer der alten Burg Giebichenstein. Aus Mangel an sichern Nachrichten läßt sich aber weder über ihre Erbauung, noch über den Ursprung des Namens und ihre ersten Besitzer, noch endlich über die merkwürdigen Begebenheiten, welche sich auf ihr zugetragen haben, etwas Zuverlässiges berichten und das Wahre aus den mancherlei Vermuthungen ermitteln. Wahrscheinlich ward sie im 10. Jahrhundert, in welches überhaupt der Ursprung der vielen Burgen mit dem Beginn des Faustrechts und der Ungarnraubzüge fällt, vor oder unter Heinrich I. dem Städteerbauer, gegen die Einfälle der Ungarn und Wenden erbauet.

Die Burg war durch Lage und Bau sehr fest, und galt deßhalb, vor der Anwendung des Pulvers im Kriege, für unüberwindlich. Denn nicht nur, daß sie auf einem steilen, 120 Fuß hohen Felsen stand, und die ganze mit ihren Armen vereinte Saale dicht unter ihr vorbeifloß, so daß die Besatzung aus ihr das nöthige Wasser mit einem Kübel hinaufziehen konnte, war sie auch mit hohen Mauern und Thürmen umgeben, und hatte einen engen, wolbefestigten Zugang. Das Wohnhaus mit den Wirthschaftsgebäuden, unstreitig erst von den Erzbischöfen Magdeburgs errichtet, lag unterhalb der Burg, und hatte gleichfalls hohe, starke Mauern mit Zinnen und Schießscharten und drei runde Eckthürme, um welche noch ein tiefer Graben gezogen war, den die Saale hinreichend mit Wasser füllte.

In den ältesten Zeiten hatte Giebichenstein Burggrafen, und es gab selbst ein Geschlecht derer von Giebichenstein. Später war die Burg ein Eigenthum der Grafen von Wettin und Merseburg, von denen sie der reiche Graf Riddag an den Kaiser Otto I. abtrat. Dieser schenkte Giebichenstein mit allem Zubehör dem Erzstifte Magdeburg, und von 968 bis 1474 war Giebichenstein häufig der Aufenthaltsort der Erzbischöfe von Magdeburg. Die Burg ward indessen noch mehrmals von den Kaisern zur Verwahrung fürstlicher Staatsgefangnen gebraucht. So ließ Kaiser Heinrich II. 1003 den Markgrafen Heinrich von Oestreich, weil er die Böhmen nach Baiern geführt hatte; Kaiser Konrad II. 1025 seinen rebellischen Stiefsohn, den Herzog Ernst II. von Schwaben; Kaiser Heinrich III. 1044 den widerspenstigen Herzog Gottfried den Bärtigen von Niederlothringen, daselbst gefangen halten.

Am bekanntesten ist die Haft Ludwigs II. des Saliers, fälschlich des Springers, Landgrafen von Thüringen, durch die Volkssage von seinem wunderbaren Sprunge aus der Burg in die Saale, als ihn Kaiser Heinrich IV. von 1070 bis 72 daselbst gefangen hielt, weil er an dem Kriege der Sachsen und Thüringer, so wie am Zehntenstreite gegen das Reichsoberhaupt Theil genommen hatte. Wahrscheinlich bildete sich aus dem absichtlich ausgestreuten Gerüchte von seiner glücklichen Flucht die bekannte Sage, welche die wundersüchtige Leichtgläubigkeit jener Zeit, wie mehrere ganz ähnliche Geschichten, um so leichter für eine wahre Begebenheit hielt,

als sie von der schlauen Geistlichkeit darin bestärkt ward. Denn Ludwig war ja mit Hilfe des heiligen Ulrichs glücklich entflohen, und da er das Gelübde, welches er vor seiner Befreiung gethan hatte, nachher treulich erfüllte, und den Kirchenbau zu St. Ulrich in Sangerhausen 1079 vollendete; so hatte sie selbst Ursache genug, die wunderbare Begebenheit zu beglaubigen, und ihr Andenken sogar durch Bilder zu erhalten.

Daß spätere Chronisten die Volkssage als historische Wahrheit aufnahmen, ist um so weniger zu verwundern, als selbst in unsern Zeiten, wo man doch Sage und Geschichte unterscheidet, Dichter und Geschichtschreiber, wie Andreas Knüttel in seinem Ludwig dem Springer, und G. Sachse in seinen historischen Gemälden sie als einen rührenden Stoff bearbeiteten und als völlig beglaubigt darstellten. — Aber nicht bloß der Sprung ist erdichtet, sondern auch die Erzählung von Ludwigs Gefangenschaft wegen des begangenen Mordes. Denn erst später, 1084, im 44. Jahre seines Lebens, vermählte er sich zum zweiten Male, nachdem ihm seine erste Gemahlinn Hedwig, Herzog Ulrichs zu Sachsen Tochter, durch ihren Stolz und ihre Herrschsucht das Leben nur verbittert hatte, mit seiner Nachbarinn, der schönen Adelheid, Udas von der Nordmark Tochter, und Wittwe Friedrichs III. von Gosek, welchen 1083 einige Ritter auf der Jagd ermordet hatten. Dieß erregte den Verdacht, daß Ludwig selbst den Mord veranlaßt habe, und damit verflochten Spätere seine frühere giebichensteiner Gefangenschaft. Der Mord bleibt unerwiesen, obgleich sein Stiefsohn, Friedrich IV., ihm später den Mord seines Vaters öffentlich vorwarf, und ihn 1107 in Merseburg sogar zum Zweikampfe herausforderte.

Ludwig war übrigens ein sparsamer, guter und landesväterlicher Fürst. Sein Land und seine Güter ließ er wohl verwalten; füllte in guten Jahren seine Schüttboden mit Getreide, und half damit bei Mißwachs und Theuerung, welche damals so häufig war. Auch auf Geldvorrath war er bedacht, und machte den beßten Gebrauch davon, indem er, großes Vergnügen am Bauen findend, Schlösser und Klöster, Städte und Dörfer anlegte. So bauete er, bei der großen Theuerung 1062, die Schlösser Freiburg an der Unstrut und die Wartburg bei Eisenach. Dabei liebte er auch die Musik, besonders aber die Jagd, hielt jedoch zur letztern nur wenig Leute und Hunde, damit ihm diese nicht, wie die Chronik erzählt, so viel Brod aufzehren möchten. —

Auch noch später und selbst in neueren Zeiten diente die Burg zum sichern Verwahrungsort für Gefangne. Allein durch Belagerungen, Feuersbrünste und Ungewitter litt sie im Laufe der Zeit so sehr, daß zuletzt, wiewohl sie mehrmals wieder hergestellt und selbst erweitert wurde, nur noch einige verfallne Mauern stehen blieben. — Ist aber auch die alte Burg zerfallen, die schöne Gegend ist doch geblieben, und gewiß durch den sorgfältigen Anbau noch reizender geworden, als sie in frühern Jahrhunderten war, so daß der gefühlvolle Mensch, wie einst der edle König Friedrich Wilhelm III. an der Seite seiner theuern Luise, voll hoher Wonne auf die in grauenvoller Tiefe zwischen Felsenwänden strömende Saale, auf die steilen, bemoosten Felsen in einer Kettenreihe, und darüber hinaus auf die weite, fruchtbare Ebene der Umgegend schaut, wo reiche Gefilde und bunte Wiesen mit grünen Gebüschen, Weinbergen und Gärten zwischen freundlichen Dörfern und Landhäusern in lieblicher Mannichfaltigkeit, zuletzt von einem Fichten-, Birken- und Eichenhaine begränzt, den Blick wahrhaft ergötzen und das Gemüth mit freudiger Rührung erfüllen. Darunter ragen rechts die Ruinen des hohen Petersberges und im Hintergrunde die grünen und blauen Thürme von Halle in einer langen Reihe hervor, während gegenüber das ansehnliche Dorf Cröllwitz auf einem Berge liegt, und unter der Burg das lange Dorf Giebichenstein sich hinzieht. Aber auch die nächsten Umgebungen sind höchst angenehm. Denn seit 1680, wo Giebichenstein an Brandenburg kam, ist es fortwährend, in ein ansehnliches Amt verwandelt, immer mehr verbessert und verschönert worden. Zuerst wurden die durch Krieg, Brand und Vernachlässigung zerfallenen Wohn- und Wirthschaftsgebäude, 1706 wieder aufgebauet und die verödeten Burgräume, namentlich der Schloßgarten, 1718 in freundliche Anlagen umgeschaffen. Dieß that vor allen, unter den Pächtern, der edelmüthige Kriegsrath, Baron von Ochs zu Ochsenstein von 1738—1748. Er war es, welcher den schönen Weg von Giebichenstein nach Halle anlegte, denselben mit einer Allee von Linden- und Kirschbäumen besetzte, und deßhalb mit vieler Mühe 1742 selbst Felsen sprengen, so wie den alten Burggraben ausräumen und zu einem Lustgarten mit einem Springbrunnen einrichten ließ. Auf gleiche Weise verwandelte er die beiden Joche unter der steinernen Brücke, an der Amtseinfahrt, in Lusthäuser und Speisesäle. Auf dem alten Römer-Schloßberge rechts, wenn man aufs Amt geht, entstand durch ihn, wegen der schönen Aussicht, ein massives, rundes, geschmackvolles Lusthaus, ein Tempel der Natur, mit zierlichen Säulen und einer Schieferkuppel. Dieses und manches Andre, was der uneigennützige Mann zur Verschönerung der Gegend that, ist leider seitdem durch Vernachlässigung wieder untergegangen. — In den neuesten Zeiten haben sich die beiden Amtsräthe Bartels (seit 1773), Vater und Sohn, durch Verschönerung des alten Amtsgartens in englischem Geschmacke, so wie der verdienstvolle Oberbergrath Reil durch den Anbau des früher sogenannten Spitzen-Weinbergs, nun Reils-Berg, welcher vorher nur zur Schafweide diente und ihm 1803 von des Königs Majestät huldreichst geschenkt wurde, große Verdienste erworben. — Diese reizende An- und Aussicht auf Giebichenstein begeisterte mehr als einen Dichter. Auch unser Göcking rief einst voll inniger Rührung aus:

Ach, aus keinem Festpokale
Sog' ich solchen Rausch noch ein,
Als aus dir, geliebte Saale,
Auf dem Felsen Gieb'chenstein!
Tragt, kanns sein, aus meinem Thale
Sterbend mich auf jene Höhn,
Daß ich da zum letzten Male
Seh' die Sonne untergehn!

Glatz.

Die Stadt (und Doppelfestung) Glatz (Klatzko, Schlüssel), unbekannten, aber slavischen Ursprungs, zwischen zwei befestigten Bergen, an beiden Ufern der Neisse, 40′ über derselben, über welche zwei steinerne, schon 1102 und 1287 erbaute, 1783 durch

die Fluthen zerstörte, aber seitdem wieder hergestellte Brücken nebst einem Stege, führen, gehörte schon seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts zu den vornehmsten Mittelstädten Schlesiens, und ist gegenwärtig eine der 20 schlesischen Städte, welche die zweite Steuerabtheilung bilden. In den frühesten Zeiten war sie häufig ein Zankapfel, um den sich die Polen, Böhmen und Deutschen stritten; doch behauptete sich Böhmen fast ausschließend in deren Besitze. Georg Podiebrad erhob 1458, als König von Böhmen, Stadt und Land zu einer Grafschaft, und übergab sie, nebst Frankenstein und Münsterberg, als böhmisches Lehen seinen Söhnen. Nachdem sie später noch mehrmals verkauft und verpfändet worden war, blieb sie seit 1567 fortwährend bei Böhmen, bis sie 1742 im breslauer Frieden mit Schlesien an Preußen kam.

Die Stadt litt viel durch Feuersbrünste im 15. und 16. Jahrhunderte, durch die Pest 1634, durch große Ueberschwemmungen im 18. Jahrhunderte, so wie durch viele und harte Belagerungen in ältern und neuern Kriegen. Im J. 1742 ging sie an die Preußen durch Capitulation, und 1760 an die Oestreicher durch Ueberrumpelung über, in deren Gewalt sie bis zum Frieden 1763 blieb. Im J. 1807 ward Glatz von einem Corps Baiern und Würtembergern belagert, aber nicht genommen; denn ehe noch die Capitulation zu Stande kam, traf die frohe Nachricht vom Frieden zu Tilsit ein, und Glatz sah keine Franzosen in seinen Mauern. Seitdem ist es von keinem Feinde wieder bedroht worden.

Die Stadt hat vier Hauptthore: das frankensteinische, böhmische, Schul- und Brückenthor, nebst 3 Pforten, welche aber gesperrt sind. Der Ring (der Marktplatz) und die Gassen, des Nachts von 60 bis 80 Laternen erleuchtet, sind gut gepflastert, die letztern aber sehr abschüssig. Vor der Hauptwache am Ringe befinden sich Terrassen und ein großer Springbrunnen. Eine Wasserkunst, bei der Obermühle 1582 für 5000 Thaler angelegt, versorgt die Stadt mit Wasser aus der Neisse, da die Brunnen einen widrig harten Geschmack haben. Sie liegt mit der alten Festung am rechten Ufer, und besteht aus der Ober- und Unterstadt; beide sind mit tiefen Wallgräben umschlossen, außer welchen die erstere eine doppelte, die letztere eine einfache starke Mauer umgiebt. Die neue Festung auf dem Schäferberge liegt mit einigen Vorstädten auf dem linken Ufer, und zählt nebst den übrigen Theilen von Glatz in 650 Häusern über 8000 Einwohner katholischer und evangelischer Confession.

Oeffentliche, königliche und städtische Gebäude sind: 10 Schloß- und Amtsgebäude, 7 Kasernen in den Vorstädten, 3 Magazine, 1 Zeughaus, 1 Lazareth, das Rathhaus mit einer Schlaguhr, 1 Hospital für 30 Arme und ein Zuchthaus; ferner 8 Pfarr- und Schulgebäude, darunter die katholische Pfarrkirche zu St. Peter, die Sebastianskapelle, 1680 am Ringe erbaut, die evangelische Pfarr- und Garnisonkirche, die Begräbnißkirche, die Hospitalkirche, 1 katholisches Gymnasium, 1 Priesterseminar, 1 katholische und 1 evangelische Bürgerschule. Die beiden Franziskaner- und Minoritenklöster sind mit ihren Kirchen aufgehoben. — Die Hauptnahrungszweige sind Gewerbe, Spinnerei und Weberei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Ackerbau und Handel. Dazu kommen noch einige Fabriken, die wöchentlichen Garn-, Leinwand- und Getreidemärkte, 1 Viehmarkt und 4 Jahrmärkte. — Geistige Nahrung gewähren den gebildeten Einwohnern 3 Leihbibliotheken; Erholung und Belustigung finden sie in dem vor der Stadt angenehm gelegenen Gesellschaftsgarten des weißen Rosses, dessen Altan auch eine befriedigende Uebersicht der umliegenden Gebirge und der gewaltigen Festung giebt. — Auch darf nicht unbemerkt bleiben, daß Glatz der Geburtsort des berühmten Naturforschers und Reisenden Hemprich ist, welcher leider in Abyssinien, den 30. Juni 1825, durch ein typhöses Wechselfieber ein Opfer seines wissenschaftlichen Strebens ward.

Glatz, Kreis- und Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, Sitz eines Landrathamtes, eines Stadtgerichts zweiter Klasse u. s. w., ist zugleich eine der stärksten Festungen gegen Böhmen, 2 Meilen von Silberberg, 3 Meilen von Neisse, 8½ Meile von Schweidnitz, 12 Meilen von Breslau, 18 Meilen von Ollmütz, 28 Meilen von Prag und 52 Meilen von Berlin entfernt. Die Wälle der Festung erheben sich in mehrern Reihen über einander, und ihre Kanonen können nicht nur einen großen Umkreis, sondern auch den warthaer Paß bestreichen, dessen Anhöhe die schönste Aussicht in ganz Schlesien gewähren soll. Von dieser Seite nähert man sich der Stadt durch eine mit Bäumen umschloßne Ebene, und wird plötzlich durch den zwar majestätischen, aber fürchterlichen Anblick der hohen Festungswerke nicht wenig überrascht. Dagegen machen die großen, regelmäßig gebaueten Kasernen einen angenehmen Eindruck. Die ganze Festung, wie sie jetzt dasteht, ist ein Werk Friedrichs des Großen, und am besten von Mirabeau beschrieben. Sie ist zum Theil in Sandstein gehauen und mit zahlreichen Minen versehen, so daß sie als ein Meisterstück der Befestigungskunst betrachtet wird. — Auch auf ihr saß 1744 der abenteuerliche Freiherr Friedrich von der Trenck, entkam aber endlich ungeachtet des engen Verwahres. — Auf der höchsten Bastion, wo der Thurm Don Juan, und auf diesem eine St. Nepomucks-Bildsäule steht, mit dem Gesichte nach Prag gerichtet, und sich auch eine Orientirungsscheibe mit den umliegenden Orten befindet, hat man eine herrliche Aussicht auf die ganze Grafschaft. — Das ehemals berühmte Bad Landeck ist nur 3 Meilen von Glatz entfernt.

Berichtigung: Lief. 16. S. 127. Sp. 1. Z. 3. von unten lies 1353 statt 1383.

Hierzu als Beilagen:

1) Johann Gottfried Schadow. 2) Giebichenstein. 3) Glatz.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

I. 17. B. I.

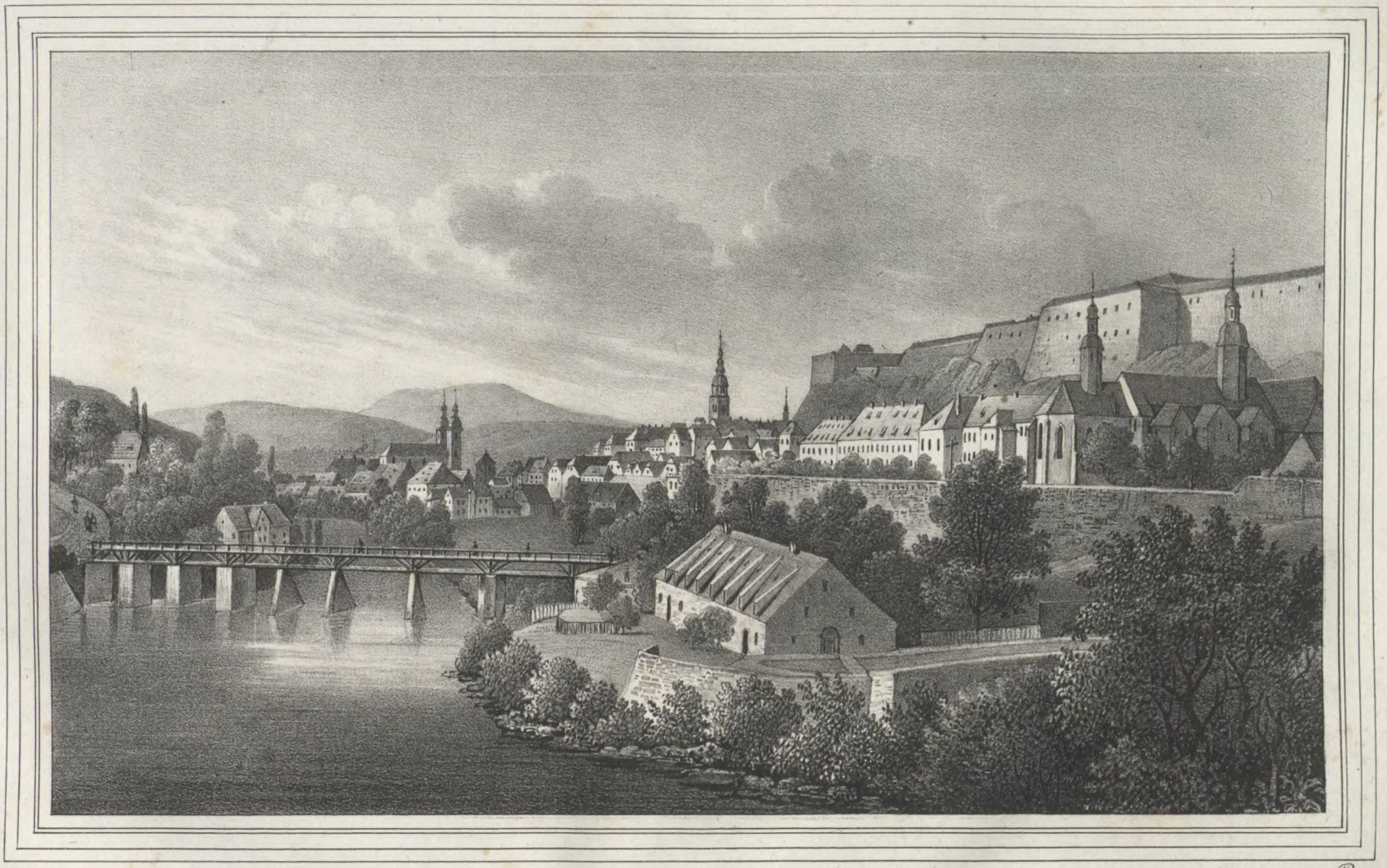
Gottfried Schadow.

BIBL. UNIV. WROCŁAW
O. Z. GRAF.

L. 47. B. II.

Giebichenstein.

BIBL. UNIW. WROCŁAW
O.Z. GRAF.



I. 17 B. III.

Glatz.

BIBL. UNIW. WROCŁAW
U. J. GRAF.